

Literarische Texte, inspiriert von Miniaturen

Der Tübinger Künstler Jeremiah Meyer malte Miniatur-Porträts, die von Oktober 2024 bis Mai 2025 im Stadtmuseum ausgestellt sind. Studierende des Studios Literatur und Theater befassten sich literarisch mit dem Thema Miniatur und erkundeten eine andere Zeit. Sie reflektierten über die Aktualität von Miniaturen, fühlten sich in Ehefrauen oder Königinnen ein und fragten sogar nach den kolonialen Bezügen der Miniaturen. Entstanden sind poetische und lustige Texte, die im Januar 2025 bei einer Lesung im Stadtmuseum vorgetragen wurden.

Die Lesung war Teil des Begleitprogramms der Ausstellung „Meyers Minis. Big in London“. Die Texte entstanden im Rahmen des Seminars „Betreutes Schreiben“ von Nancy Hüniger, Leitung des Studios Literatur und Theater der Universität Tübingen.



Sie lesen Texte von:

Maike Badura

Michaela Kaidel

Finja Knibbe

Marie Kosca

Jasmin Kremer

H. Phuong Le

Robin Lintz

Klara Lison

Kim L. Matschulat

Alba Ruiz-Dunbar

Annika Siewert

Lena Trausch



Sie sitzt still auf ihrem Sessel.

Mit einem langen Stachel kratzt er an ihrem Augenlid, entfernt einen winzigen falschen Strich.

Afrikanisches Stachelschwein.

Sie hat nie ein Stachelschwein gesehen.

Mit dem weichen Pinsel tupft er einige Pigmente auf ihre blassen Wangen.

Besonders geschmeidig, elastisch und fein sind die Schwanzhaare von Eichhörnchen.

Lapislazuli um den Hals,

Zinnober für den Teint,

das Ocker der Wüste im Haar,

und für die Augen: Sepia aus den Tiefen der Ozeane.

Als hätte sich die Weite des Meers jemals in ihren Augen gespiegelt, als hätte die Sonne der Südsee auch nur einen Tag ihr Gesicht gebräunt.

Jakobsmuschelschalen eignen sich hervorragend als Farbpaletten.

Gummi Arabicum aus dem fernen Senegal, gemischt mit etwas Kandiszucker bringen den Farbpigmenten Glanz.

Die ganze Welt glänzt auf ihrem Gesicht.

Sie sitzt still auf ihrem Sessel und denkt sich nichts dabei.



Miniatur von William Beckford dem Älteren

Augen

den Blick erhoben, irgendwo in die Ferne gerichtet, gen Horizont, voll Stolz und Entschlossenheit. Den Blick erhoben, halte den Kopf erhoben, wenn sie dich respektieren sollen.

Augen

den Blick gesenkt, den Blick gesenkt, halte deinen Blick gesenkt, bloß keine falsche Bewegung, nichts, was aufsässig wirken könnte. Den Blick gesenkt, halte den Kopf gesenkt, wenn du ihn behalten willst.

Hände

weich und weiß, gelassen lassen sie die Schreibfeder über das Papier huschen, vermerken Zahlen, schwindelerregend hohe Zahlen, achttausend, neuntausend, zehntausend Pounds für ein Festmahl, Ausgaben, Einnahmen, Gewinne, Gewinne ohne Namen.

Hände

schneiden, wieder und wieder, endlose Reihen an Zuckerrohr, Zuckerrohr, Zuckerrohr, schneiden, Hände schneiden, Hände schneiden Zuckerrohr, schwindelerregend viele Hände, sechstausend schwarze Hände, sechstausend schwarze Hände schneiden Zuckerrohr, Hände ohne Namen.

Rücken

aufrecht, stolzgeschwellte Brust, rot, tiefrot ist der Mantel, der teure, schöne Sonntagsmantel. Er spannt sich faltenlos über breite Schultern, die das Gewicht des milliardenschweren Erbes tragen, das Gewicht, Lord Mayor von London zu sein, das Gewicht der dreizehn Plantagen Übersee, doch Hände waschen sich in Unschuld.

Rücken

gebeugt, gebrandmarkte Brust, rot, tiefrot fließt das Blut, wenn die Peitsche knallt. Trockene Haut spannt über müde Knochen, droht zu reißen, droht zu brechen unter der Last eines fremden Vermögens, brechen unter der Last von Schweiß und Blut und Dreck,



eine Kruste aus Eisen und Salz, eine Kruste auf Haut und Seele, die sich nicht
wegwaschen lässt.

Beine

tragen ihn leicht durchs Leben, denn in teuren Lederschuhen geht es sich leicht, lebt es
sich leicht, Füße treten in die Fußstapfen des Vaters, Schritt um Schritt in die Zukunft
schreitend, das Leben ist ein Tanz, das Leben ist ein Spiel.

Beine

nackt und schwer, Schritt für Schritt jeden Tag, zitternder Schritt für zitternder Schritt die
endlosen Reihen Zuckerrohr Zuckerrohr Zuckerrohr entlang, wenn Beine straucheln,
wenn Beine knicken, wenn Beine nachgeben, wenn Beine brechen, werden sie durch neue
ersetzt, Beine sind austauschbar, Körper ist Verbrauchsgut, das Leben ist Verbrauchsgut,
das Leben ist zitternder Schritt um zitternder Schritt um zitternder Schritt um zitternder-

1755

kommt das Feuer. Gnadenlos verbrennt es Holz, Stoff, Papier, brennt das kolossale
Anwesen nieder, nachdem er es elf Jahre lang aufgebaut hatte. Überliefert bleiben seine
Worte: „I have an odd fifty thousand pounds in a drawer: I will build it up again.”

1760

kommt das Feuer. Gnadenlos verbrennt es Haut, Haare, Hoffnung, brennt den Anführer
der Rebellion bei lebendigem Leibe nieder, nachdem vierhundert Aufständische ermordet
wurden. Überliefert bleibt nichts. Es ist niemand übrig, der noch zu sprechen wagt.



Zwei-hundert-fünf-und-sechzig

Jahre später schaut er dir entgegen, William
Beckford mit erhobenem Blick, irgendwo in die
Ferne gerichtet, erhobenem Kopf, weichen
Händen, aufrechtem Rücken und stolzgeschwellter
Brust. Ein großer Mann in einer kleinen Miniatur.
Ein Ausschnitt. Der Rahmen umschließt das
perfekte Bild, verteidigt den gemalten Mann vor
dem, was sich gerade außerhalb des Randes
befindet, Einrahmen heißt Ausgrenzen. Die
leichtfüßigen Beine in teuren Stiefeln, die auf
dreitausend Rücken stehen, sechstausend blutige
Hände zerren an den Kanten, dreitausend Münder
schreien stumm, doch der Rahmen schließt sie aus.
Kannst du sie sehen?

Die undankbare Kundin

„Jeremiah, wie lange dauert es denn noch? Bist du nicht langsam fertig?“, jammerte Georgiana, die Herzogin von Devonshire. Erneut.

Der Maler seufzte. Es war ein sehr tiefer Atemzug. Schon viel zu oft hatte er sich Genörgel und solcherlei Fragen von seinen Kunden anhören müssen. Warum dauerte das so lange, fragten sie immer. (Bei ihrem letzten Maler hätte es nie so lange gedauert, warum sei er denn so langsam, beschwerten sie sich stets.) Doch er antwortete ihr freundlich. Wie immer. Auch wenn sich seine Geduld jedes Mal ein bisschen mehr zum Sterben zurückzog. „Werte Herzogin, meine Bilder ... Wie ich Ihnen bereits sagte, sie brauchen Zeit. Ich möchte Ihnen ein Meisterwerk präsentieren! Etwas, bei dem jeder, der es betrachtet noch ein zweites Mal hinschauen muss. Aber ich bemühe mich, schneller zu arbeiten, wenn Sie es wünschen“, bot Jeremiah ihr an. Wie jedem, der sich über die lange Dauer beschwerte. Aber die Antwort die folgen würde, kannte er ebenfalls. Denn es war stets dieselbe.

Georgiana seufzte theatralisch. „Nein, sie brauchen sich nicht zu beeilen. Aber können wir eine Pause einlegen? Mein Hals ... Ich kann jetzt einfach nicht mehr.“ „Wie sie wünschen“, meinte Jeremiah und legte seinen Pinsel zu Seite.

Mit einem Seufzer der Erleichterung erhob sich die Herzogin und schritt in ihrem bauschigen Gewand zu Jeremiah. Neugierig musterte sie ihr kleines Porträts, kaum größer als eine Brosche. Entsetzt keuchte sie auf und schlug sich die Hand vor den Mund. „Das ist das Meisterwerk, welches sie mir versprochen haben? Das ist Blasphemie. Verleumdung! Sehen sie mich an, ich sehe aus wie ein Geist. Tod! Als ob dieses Bild nur eine verblasste Erinnerung an mich sei!“, entfuhr es der Herzogin erschrocken. „Sehe ich für sie aus wie ein Geist, Jeremiah?“ „Nein, nein, natürlich nicht. Ich sagte Ihnen doch, das Porträt ist noch nicht fertig. Wenn es das ist, wird es jede andere meiner Schöpfungen überstrahlen, da bin ich mir sicher“, versuchte Jeremiah die Herzogin zu beruhigen.

Doch Georgiana war zu aufgebracht. Mit vor Wut funkelnden Augen fixierte sie ihn. „Das sagen sie sicher zu all ihren Kunden, sie Heuchler! Wachen!“, schrie sie und wartete, noch immer vor Wut bebend. „Was dauert das denn so lange?

Wachen!“

Da öffnete sich die Tür. „Eure Hoheit, was kann ich für Sie tun?“

„Schmeißt diesen Schmierer hier raus!“

„Ich bin Künstler, Sie arrogante Frau!“, schoss Jeremiah Meyer zurück.

„Raus mit ihm! Oder hackt ihm die Hände ab!“, kreischte die Herzogin.

„Fasst mich nicht an! Ich gehe!“ Wütend packte er seine Sachen zusammen. „Und ich komme bestimmt nie mehr wieder!“

„Ihre Bezahlung können sie vergessen!“, hörte der Maler die Herzogin noch schreien, bevor er den Raum verließ.

Wutschnaubend kam Jeremiah bei sich Zuhause an. Als er seine Tasche ausräumte, fiel ihm das unvollendete Gemälde der Herzogin in die Hand. Bleich wie ein Geist blickte sie ihm entgegen. „Pah, mir doch egal, was die Leute von ihr denken“, murmelte er spöttisch. Er hatte Stunden für dieses Werk verschwendet. Dann war das Bild eben eine Erinnerung, die langsam verblasste. Was sollte es ihn kümmern? Denn für ihn war sie endgültig gestorben. Dummes Miststück.



Sophie Charlotte zu Mecklenburg-Strelitz

So ganz, ohne etwas tun zu können, wenigstens meine Augen durch den Raum wandern zu lassen, ist es nicht so leicht, mich aus meiner Welt wegzudenken. Ich gehe an meinen Ort, meinen ganz eigenen, dorthin, wo ich mich geborgen fühle. Ich sein kann. Ich streife durch das schier endlose Grün der Gärten, und bin weit weg von alldem, was hinter den Mauern aus Stein auf mich wartet. Meinen Körper teile ich heute mit niemandem. Mit nichts, was in mir heranwächst. Mit niemandem, der mit hastigem Griff mein Unterkleid wegstreift. Hier bin ich freier als ich es dort je sein könnte. Ich sehe sie an, diese wunderschön faszinierende Pflanze. Die Strelitzie. Mit ihrem Namen trägt sie nun einen Teil von mir mit sich. So sehr sehne ich mich stets in ihre Nähe, so bunt wird meine Fantasie, wenn ich sie betrachte. Von all dem was sein könnte, in einer anderen Welt, in der ich nur mir selbst gehöre.



Personen-Prisma

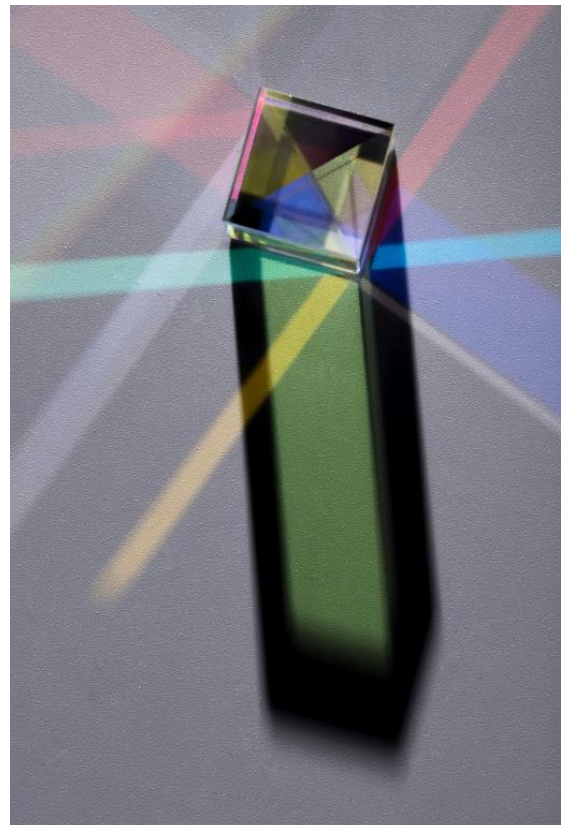
Mei stattlicher Sohn! Mei ganzer Stolz! Ebenbild des Vadders! (nur ned so aufbrausend wie der, aber ach siehs ihm dr Herrgodd nach, und vergibs mir, der Vadder isch ja ned alt wordn)

So fesch wia ausschaut, muss es ja werden: mit ra Frau! Hoffentlich auch de Kender, hoffentlich vor allem em eigene Sohnmann! Mei armer Bua, hat so früh sei Frau verlorn, se isch ned alt wordn, aber ach so glücklich war die Ehe au ned und bloß a arg malads Töchterle. Vielleicht ischs jetzt scho besser so, nur dr Herrgodd wirds wissal!

Meine Herren, schauen Sie und staunen Sie: mein werter Cousin, mein mir liebster Weggefährte, ein edler junger Mann, dem die anderen nur so nacheifern, dem die Damen zu Füßen liegen: fantastisch festgehalten in diesem Porträt! Ja, da wird er ohne Mühe eine gute Partie machen, wobei die letzte ja nicht nur schlecht war: die Mitgift war ordentlich und die Frau hat ihm ein überaus reizendes Töchterchen geboren (vor der Amme muss man sich allerdings in Acht nehmen, diesem elenden Mannsweib). Meinem werten Theo wünsche ich diesmal aber wirkliches Glück: er hat sich eine gute Ehefrau redlichst verdient.

Mhhh schickes Ringchen, Theo, sag ich. Die Neue tut mir jetzt schon leid. Mhhh, wenn die wüsste, dass der gar nich so galant drauf is, wie er aussieht haha. Ja, der und sein Gotti. Mhhh gehören zu meinen besten Kunden, also sag ich nichts laut. Haha hab ja auch Glück, mir polieren se nicht das Maul. Mhhh ich sag, was se hören wollen, halt das Gegröle aus und den Mund hin, schick den Gotti zu den Nachbarsmädchen, nimm am Ende meine Münze haha. Verwette meinen Arsch, dass die Neue es auch nicht länger aushalten wird als die Alte.

Wie reizend dieser unbekannte neue Mann in meinem Leben lächelt... Theodor heißt er, bald mein liebster Theodor, aus gutem



Hause, wie mein Vater sagt, fein gekleidet, schmeichelnde Gesichtszüge, angeblich zwanzig Jahre älter und schon mal verheiratet gewesen, verwitwet, eine liebe Handschrift, so schöne Worte hat mir nie ein Verehrer geschrieben, ich bin schon halb verliebt... Nur Theodors vorheriges Leben, dass er überhaupt ein Leben vor mir gehabt haben soll, das lässt mich ein wenig bange fühlen, denn was wenn er diese verstorbene Frau nie vergisst, wenn ich ihr nicht gleiche, wenn ich nicht ihr Kind wie meines großziehen kann...

Der Halunk, da guckter mich wieder mit diesem säuseligen Lächeln an, sein etepetete Aufzug, konnt ich ja nie leiden, wusste immer, der führt was im Schilde und mich an der Nase herum, und nu sinse tot der Saukerl und sein Busenfreundsvetter (wundert mich ja, denn Alkohol hamse ja immer gut vertragen) und schulden mir noch 42 Gulden. Gut, dass die Mutter ne Anständige ist, nimmt zwar immer ihr Söhnchen in Schutz, wie sie mir das Bildchen zeigt, aber se will die Schulden begleichen, isne feine Frau, und ich will ihr und ihrer Enkeltochter alles Liebe wünschen.

Diese Fresse aufgebahrt am Finger meiner alten Frau Herrin – vom Finger reißen – wenns nicht der Vater meiner kleinen Magda wäre, würd ich das Bild auch zerschlagen – wie er Agatha verschlagen hat – und sein Gotti hat applaudiert – der Drecks-Gottfried, dem die Töchter der Frauen besser gefallen haben, als die Frauen – und Frau Herrin hat immer weggeschaut, weils ja ihre lieben Buben waren – und hätte noch ihr Enkelkind geopfert – für deren Vergnügen – Schluss mit Vergnügen – aber Agatha verzeih ich mir nie nie niemals –

Das soll mein Vater sein? Das muss sein letztes Porträt sein, unverhofft schaut er aus Großmutter Schreibtischschublade zu mir auf (zum Glück hab ich noch Anna; ach Gott, sonst bloß Bilder). Wie sah er wirklich aus? Beim besten Willen, ich erinnere mich nicht. Wieso kommt mir immer nur das verquollene Gesicht meiner Mutter in den Sinn? Dabei will ich mich so gerne an meinen Vater erinnern, und an seinen Lieblingscousin Gottfried, seinen besten Freund, wie Großmutter zu erzählen pflegte. Wie kams, dass die beiden sich zu Tode gesoffen haben? Anna spricht nie mit mir darüber und Großmutter hat nur geweint. Worüber hat mein Vater hier zu lächeln?

Miniaturen

Miniaturen bestehen aus Momenten, die man mit einer Person geteilt hat. Sie sind Erinnerungen im kleinsten Format — flüchtig und doch beständig.

Es ist wundervoll, jemanden so sehr zu schätzen, dass man einen Teil von ihm immer bei sich tragen möchte. Doch oft übertönt die Selbstverständlichkeit diese Besonderheit.

Ich möchte auch Miniaturen hinterlassen. Vielmehr möchte ich Andenken schaffen, die mich und meine Liebe überdauern.

Es tröstet mich, dass die leise Möglichkeit besteht, meine Gefühle könnten nicht vergeblich sein.

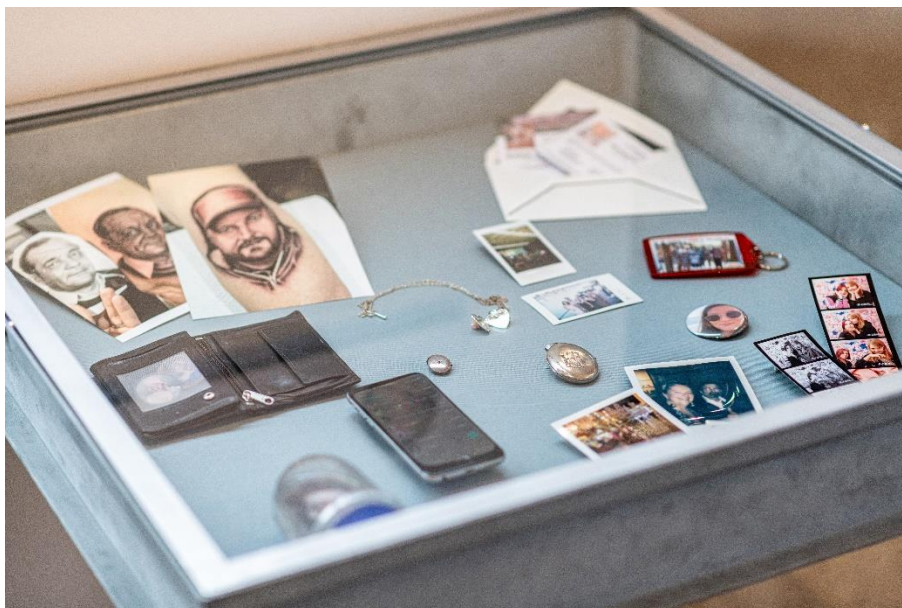
Ich gestehe, ich bin eine Romantikerin. Umso wichtiger ist es mir, Spuren von Magie in meinem Alltag zu finden. Mit einer fast verzweifelten Hingabe suche ich in allem und jedem das Schöne und Gute. Ich glaube, alles, was man selbst als schön empfindet, reflektiert direkt auf die eigene Schönheit.

Für eine gefühlte Ewigkeit sehne ich mich dann fast erbärmlich nach der Anwesenheit von Menschen, wenn sie nicht mehr bei mir sind. Manchmal hält es zwar nur einen Atemzug an. Aber gerade in diesen kurzen Momenten ist es so unerträglich, dass ich vergesse nach Luft zu schnappen. Ich rede mir ein, dass der Schmerz nur ein Beweis ist, dass ich sie wirklich liebte.

Unzählige Menschen vor mir haben diesen Schmerz genauso wenig wie ich ertragen können. Sie schenken sich gegenseitigen Trost durch diese Erinnerungsstücke — klitzekleine Bildnisse, die eine unergründliche Tiefe besitzen und dennoch Halt geben.

Ich muss mich jedoch stets ermahnen, nicht in Nostalgie zu ertrinken.

Wenn ich mir vorstelle, dass meine Freunde wie Leuchttürme sind, fällt es mir leichter zu schwimmen: Sie leuchten mich ins Jetzt zurück – dorthin, wo ich merke, wie einfach es sein kann zu atmen.



Das Gesicht ohne Namen

Sie wissen nicht, wer ich bin. Und ich werde es Ihnen auch nie sagen können. Es ist kein Geheimnis. Es sollte auch keines sein. Unabhängig davon bin ich jetzt eines geworden. Eines, über das kaum jemand staunt oder sich wundert. Man kann nicht einmal mit Sicherheit sagen, dass meine Persönlichkeit und meine Taten irgendeiner noch auf dieser Welt verweilenden Person in Erinnerung gerufen werden kann. Ich bin ein Geist, aber diese Erkenntnis ist keine Befreiung. Sehen Sie meine Kleidung? Ein feiner Herr, *bin ich*. Aus gutem Hause muss ich stammen. Meine Manieren vorzüglich, einem Gentleman meiner Zeit ebenbürtig. Sehen Sie das bübische Antlitz, die braunen Äuglein, die pralle Unterlippe? Ich finde, ich strahle etwas aus. Aber sagen Sie mir, was es sein mag. Die Nase einer Mutter, das Kinn eines Vaters. Die Ohren wie von einer Großmama. Meine Familie ist lange Staub. Krümel, im Jenseits.

Ich habe mich zurecht gemacht für dieses Portrait. Saß Stunden still. Das Puder im Haar langsam verblassend, die seitliche Locke kitzelte mich am Ohr. Vielleicht war ich ein Geschenk für eine Liebste. Für meine liebste Maman.

Was denken Sie? Was ist mehr wundersam? Ein Name ohne Gesicht, oder ein Gesicht ohne Namen?

Überlegen Sie. Ist Ihr Name bedeutsam? Wenn ihn jemand spricht, drehen sich Köpfe? Wird Ihr Name oft gelesen? Oder von tintenbefleckten Fingern erfasst? *Wird er geliebt?* Lässt Ihr Name Zungen tanzen?

So stelle ich mir meinen Namen zu Lebzeiten vor. So wünschte ich wäre es noch jetzt. Stattdessen bin ich ein Gesicht ohne Namen.

Mögen Sie sich an meinem Antlitz erfreuen. Ihr Daumen, so groß wie mein Gesicht. Meine Augen, kleiner als ein Sandkorn. Ich bitte Sie, reiben Sie den Staub von meinem Portrait. Ich möchte, dass die Farben leuchten, und Sie das leichte Rosa meiner Unterlippe betört. Ein Lächeln, das Ihnen immer wohlgesonnen in Erinnerung bleibt.

Wenn Sie mich in Ihrer Hand halten, und sich das Material durch den Hautkontakt erwärmt, hauchen Sie mir *vielleicht* ein bisschen Leben ein.

Wenn Sie mich betrachten, werde ich immer zurückblicken.

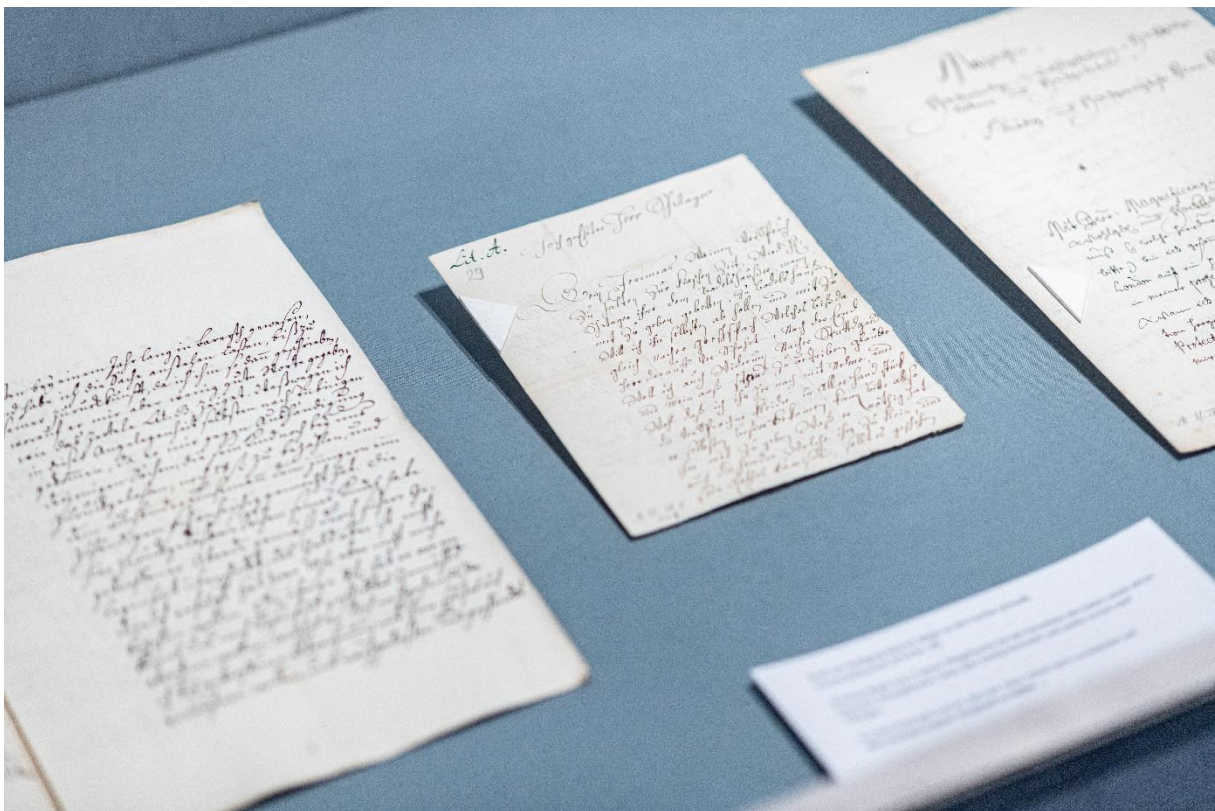
In Ihrer Einsamkeit – einsam vor meiner Vitrine stehend – sind wir nun zu zweit.

Nach diesen Worten schauen Sie sich von nun an nach mir um.



Stadtmuseum Tübingen

So liegt das Bild meines alten Grafen um meinen Finger, ganz so, als wäre er noch lebendig. Sein Antlitz schützt noch immer meine Rechte, begleitet mich tagtäglich, wie auch sein Name. Nur nachts lege ich ihn ab. Und morgens, wenn ich mich für ihn zurechtmache, nehme ich eins meiner Augengläser – nachdem ich mich darin betrachtet habe, so wie er es immer getan hat – und dann betrachte ich ihn: ganz klein und kalt ist er in Elfenbein gefasst, war er doch nie von besonderer Größe oder Wärme. Kaum hält dieser Rahmen in gefangen, scheint er doch herauszubersten, in mein Gedächtnis. Allzu lebensecht, die Art, wie sein Blick mich noch immer verfolgt. Vergrößert ist das Auge, verwaschen, fünffach, geziert, mit einer schimmernden Träne. Nun wird sie fallen – gleichsam der aus meinem Auge. Sein Grabstein steht so groß wie ein Brunnen, umarmt von einer Weide. Tagtäglich erinnert mich dieser Ring an das, was mir von ihm bleibt. Des nachts bin ich ohne ihn, doch niemals allein.



Geliebte Schwester,

ich schreibe dir aus Verzweiflung. Erinnerst du dich noch, was Mutter über mich sagte? Bei deinem letzten Besuch. Als wir stritten wegen der Grasflecken. Dass man mich einfangen müsse wie ein Federvieh. Sie hat Jeremiah Meyer den ganzen Weg von London bestellt. Und du weißt selber, was das zu bedeuten hat. Es war eine Qual, so lange still zu sitzen. Mich nicht zu regen. Höchstens um meine hängenden Schultern zu korrigieren. Und die ganze Zeit schien die Sonne, dass mir die Beine kribbelten. Wie gerne wäre ich draußen gewesen. Wäre zu den Klippen gelaufen und hätte mich in den Wind gelehnt. Mit dem Drachen. Erinnerst du dich? Trix hat mir in den Stunden mit Meyer ab und zu Gesellschaft geleistet. Aber selbst ihm wurde es auf Dauer zu steif. Ich habe versucht, böse und hässlich auszusehen. Ich weiß, es ist albern. Aber wie hätte ich lächeln können, wenn mir nach schreien war. Auf dem Bild ist davon nichts zu erkennen. Er lässt sich immerhin gut bezahlen. Bei der Größe meiner Nase ist Meyer wiederum ganz bei der Wahrheit geblieben. Dennoch, seine Präzision beeindruckt mich. Wie er jede einzelne Falte meines Kleides malte. Trotz allem ist mir mein Abbild fremd. Ich sehe so erwachsen aus. Oder laut Mutter: Ein junge Dame mit unverkennbaren Reizen. Ich wünschte, ich könnte es dir zeigen und wir könnten über meine alberne Frisur und die Blässe meiner Haut lachen. Ich werde Mutter nicht fragen, was sie mit dem Bild vorhat. Ich werde es noch schnell genug erfahren. Aber lass mich zuletzt von etwas Schöнем schreiben. Kommt bei euch auch der Frühling? Die Sonne steht noch schräg, aber ihr Licht ist schon viel kräftiger. Die Wiesen leuchten in so einem wunderbaren grün. Nur aus Rücksicht auf Mutters Nerven lasse ich mich nicht hinunterkullern. Ach Schwester. Ich kann mir nicht vorstellen von hier fort zu gehen. Trotz Mutters Launen. Wer soll die Seeschwalben begrüßen, wenn sie zurückkehren. Seit dem Portrait ist die Mutter noch strenger. Ständig befinde ich mich unter ihrem prüfenden Blick. Ich selber spreche nur das

Nötigste mit ihr. Wie du liest, es weht ein eisiger Wind im Haus. Ich weiß. Wie sollte sie auch anders sein. Aber nachts liege ich wach und sehe Bilder in der Dunkelheit. Gestern bin ich bis an den Strand gelaufen. Ich habe Zeichenutensilien mitgenommen und versucht das Meer zu malen. Ich werde alles festhalten, was mir lieb ist. Dennoch ist es nur ein kleiner Trost. Wer weiß, wie lange ich mich noch in die Vertrautheit der Hügel flüchten kann. Du hast das alles so viel besser geschafft als ich. Das wird mir auch Mutter nicht müde zu sagen. Ich wünschte, du wärst hier mit deiner Leichtigkeit. Wir könnten sie gebrauchen. Bitte komm uns bald besuchen.

In Liebe, dein Vögelchen.



Kennen Sie die Frau auf dem Porträt?

My grandfather's mother, Ann, Mrs Chambers, née Radcliffe, steht auf der Rückseite der Miniatur geschrieben. Woher ich das weiß? Gefunden auf einem Online-Marktplatz für Auktionen. Geschätzter Wert zwischen 2500 und 3000 Schweizer Franken. Was hätte Mrs Ann Chambers davon gehalten?

Hätte es ihr gefallen, noch heute, 3 Jahrhunderte später, in Museen ausgestellt und von fremden Blicken bestaunt zu werden? Oder wäre es ihr völlig gleichgültig gewesen?

Wie lange musste sie wohl für dieses Porträt sitsitzen? Wie hat sie es geschafft, ihre linke Hand so lange in dieser Position zu halten? Oder musste sie ihren Kopf stützen? Ein Kopf, bestückt mit einem rosafarbenen Bonnet aus Leinen und Baumwolle. So hoch, dass leichterhand ein weiterer Kopf darin Platz gefunden hätte.

Rosa – das ist das Erste, was ins Auge fällt. Rosa Schleife auf dem Kleid, rosa Schleife am Ärmel, rosa Schleife am Hals, rosa Wangen und rosa Lippen. War dies ihre Lieblingsfarbe oder sollte sie ihre Damenhaftigkeit unterstreichen?

Wie gelang es ihr, diesen Blick zu wahren? Die Augen weit geöffnet, leicht nach oben blickend. Das rechte Auge fixiert den Betrachter direkt, das linke scheint leicht zur Seite zu blicken.



War dies ihre natürliche Augenstellung, oder geschah links von ihr gerade etwas Interessanteres? Ihre Lippen umspielt ein leichtes Lächeln - galt es dem Künstler? Ihr Blick hat etwas Herausforderndes. Vielleicht musste sie gar nicht stillsitzen. Vielleicht lag sie entspannt auf dem Sofa, unterhielt sich ausgelassen mit dem Künstler und lässt uns heute glauben, sie hätte sich stundenlang nicht bewegen dürfen.

Wer hat diese Miniatur einst bei sich getragen? Um ihr Gesicht täglich zu sehen, um zu schmunzeln, beim Gedanken an ihre Person - oder, um ihre Abwesenheit besser ertragen zu können.

Hat sie Gefallen gefunden, an dem Leben einer Frau, einer Lady, im 18. Jahrhundert? Oder hat sie es verachtet?

Wie alt war sie wohl auf dem Porträt?

Fragen über Fragen – ohne Antworten.

Kennen Sie die Frau auf dem Porträt?

Wie lange werden Sie sich noch an ihr Gesicht erinnern?

Aufrecht

Ich kann mir nicht vorstellen, meine Hände zu bewegen. Habe ich denn Hände? Doch, sie liegen gefaltet in meinen Schoß. Es erscheint mir weit weg. Genauso wie das Band um meinen Hals. Es hat mich beim Schlucken furchtbar gequält. Aber Mutter hat es gefallen. Meine Lider werden schwer. Aufrecht muss ich sitzen. Diese Malerei ist wichtig. Mein zukünftiger Mann wird sie sehen, bevor er mich sieht. Seltsam- das kommt mir nicht mehr wichtig vor. Schließlich sitze ich hier und mir scheint, dass ich für immer hier sitzen bleiben werde, auf diesem Sessel, während ich die Tapete betrachte. Wie meine Sicht schrumpft mein Leben zusammen auf grüne und blaue und grüne und blaue Streifen. Die Farben verschwimmen vor meinen Augen. Grün in Blau und Blau in Grün. Und dann sehe ich, was hinter der Tapete ist. Wolken, die über den Himmel ziehen. Keine grauen Regenbringer, die sich duckend aneinanderreihen. Strahlende, aufgetürmte Inseln im kühlen Blau. Sie werfen Schatten auf grüne Wälder und Flüsse, die sich durch Täler schlängeln, gleiten über sie hinweg, legen Meilen zurück, ohne zu ermüden. Direkt über ihnen die Sonne. Aber die Wolken werden von den hellen Strahlen nicht geblendet, sie baden im Sonnenlicht. Friedlich ist es, dort oben.

Eine Berührung an meiner Schulter. Meine Hände im Schoß verkrampfen sich, während ich mich um eine aufrechte Haltung bemühe. Ich schlucke und spüre die Enge um meinen Hals.



Abbildungsverzeichnis

S. 1,6,7: © Royal Collection Enterprises Limited 2025 | Royal Collection Trust

S.1,12: Stadtmuseum Tübingen

S.2,10,15,18: Ausstellungsfotos aus „Meyers Minis. Big in London“ von Christoph Jäckle, Stadtmuseum Tübingen

S.3.: Stephendickson auf Wikimedia Commons,

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Statue_of_William_Beckford_atop_the_huge_monument_in_his_memory,_Guildhall,_London.JPG, CC BY-SA 4.0

S.7: Martin Wegmann auf Wikimedia Commons,

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Strelitzia_reginae_SouthAfrica.jpg, CC BY-SA 3.0